

Der Landwirt.

Wochenbeilage zum „Wiesbadener General-Anzeiger“

Nr. 29.

Wiesbaden, 15. August 1906.

21. Jahrgang

(Nachdruck verboten.)

Bauet mehr Obst an!

Von Pastor a. D. Dr. phil. Hermann Blumenthal.

Mit Recht beginnt man in jüngster Zeit in deutschen Landen dem Obstbau ein etwas regeres Interesse zuzuwenden. Landwirtschaftskammern, Kreisausschüsse und ähnliche Verbände fordern seit einiger Zeit wiederholt zur Pflege eines rationelleren Obstbaues auf und erteilen gern einem jeden Interessenten bei allen einschlägigen Fragen Rat und Hilfe. Es ist eine wahrlich nicht zu unterschätzende Summe, die alljährlich für Obst aus Deutschland herausgeht, und die, zum großen Teile wenigstens, bei nur einiger Aufmerksamkeit und Entschlossenheit dem Vaterlande erhalten bleiben könnte.

Wie groß die Summen sind, um die es sich hier handelt, erhellt deutlich aus der amtlichen Einfuhrstatistik. Wir wollen von allem Lugsobst wie Orangen, Feigen und dergl. absehen und nur die Obstsorten in Betracht nehmen, die wir selbst im Lande züchten. Im Jahre 1902 wurden im ganzen über 1,1 Millionen Doppelzentner Äpfel, 253 692 Doppelzentner Birnen und 297 887 Doppelzentner Steinobst in Deutschland eingeführt. Den Hauptanteil an dieser Einfuhr hatten die Schweiz, Oesterreich-Ungarn, Italien, Frankreich, Belgien und die Vereinigten Staaten von Amerika. Es unterliegt keinem Zweifel, daß in dieser Beziehung im deutschen Vaterlande noch viel geschehen könnte und müßte. Nach der Obstbaumzählung im Jahre 1900 hatte das deutsche Reich bei einer Einwohnerzahl von 56 Millionen Seelen 52 Millionen Apfelbäume, 35 Millionen Birnbäume, 60 Millionen Zwetschenbäume und 21 Millionen Kirschenbäume, mithin im ganzen 167 Millionen Obstbäume. Mit Hilfe dieser Obstbaumzählung vermag man annäherungsweise zu berechnen, daß wir noch 15 Millionen in vollem Ertrage stehende Obstbäume mehr haben müßten, um unseren Obstbedarf im Inlande decken zu können, der die heimische Produktion um etwa 2 Millionen Doppelzentner übersteigt. Diese 15 Millionen Obstbäume würden bei normaler Pflanzung einen Flächenraum von 37 500 Hektar beanspruchen, das sind 375 Quadratkilometer, also etwa noch 5 Quadratkilometer mehr als das Fürstentum Schaumburg-Lippe. Flächeninhalt hat.

Ein Hauptgrund für den geringen deutschen Obstexport liegt darin, daß sich bis vor kurzem die Obstzüchter über die richtige Behandlung der Obstbäume nicht ganz klar waren. Man glaubte, durch fortwährenden Schnitt auf das Wachstum und die Tragfähigkeit der Bäume einwirken zu können, und baute äußerst verzwickte Systeme auf, die für den Laien nur nach langem und sorgfältigem Studium verständlich waren. Durch das jahrelange Schneiden an den Bäumen blieben aber die Erfolge aus, und den meisten Züchtern ging dadurch die Lust zum Obstbau verloren. Ein zweiter Grund war die unangemessene Auswahl der Sorten. Jahrelang wurde der Markt mit immer neuen Sorten überschwemmt; jede einzelne Sorte sollte wunderbare Eigenschaften haben und endlich kam es so weit, daß selbst erfahrene Obstzüchter in diesem Sortenwirrwarr sich nicht mehr zu recht finden konnten. Endlich ließ man es den Bäumen auch an der richtigen Pflege fehlen; man vernachlässigte das Düngen, beugte dem Vorkommen von Schädlingen nicht vor u. dergl. m.

Es ist nun ein großes Verdienst der Landwirtschaftskammern und der Obstbauvereine, namentlich im Verlaufe der letzten Jahre ungemein viel für die Aufklärung in Sachen des Obstbaues getan zu haben, und wer eine Neuanlage machen will, tut gut, sich vorher an diese Stellen zu wenden, die ihm bereitwillig auf alle Anfragen Auskunft erteilen werden. Dort erfährt er, welche Sorten in der betreffenden Gegend besonders anbaufähig sind, wie der Baum gepflanzt werden muß, dort erfährt er auch die Quellen, von denen die passenden Bäume zu beziehen sind. Es ist eine für unsere Bevölkerung sehr wichtige Frage, um die es sich hier handelt. Immer mehr bricht sich die Erkenntnis Bahn, auch in den unteren Schichten unseres Volkes, daß das Obst nicht nur ein Genussmittel ist, wie etwa Bier und Wein, sondern ein wichtiges Nahrungsmittel, das auf keinem Tische fehlen sollte. Das gilt von allen Obstsorten, besonders aber von unserer wichtigsten Obstsorte, dem Apfel. Diese Erkenntnis hat auch wohl das Preussische Handelsministerium bewogen, sich von einem Kenner auf dem Gebiete des Obstbaues, Dr. Sandmann, der die Obstzucht und die Obstverwertung in den Vereinigten Staaten von Nordamerika eingehend studiert hat, eine Denkschrift ausarbeiten zu lassen, in der er seine Erfahrungen niederlegt und höchst beachtenswerte Vorschläge zur Förderung des deutschen Obstbaues macht. Diese Vorschläge gipfeln in dem Kernpunkt, daß sich zu dem genannten Zwecke Genossenschaften bilden, die den Anbau, die Zucht und die Verwertung in die Hand nehmen und genau nach erprobten und bewährten Regeln zur Durchführung bringen. Auf diesem Wege wird die gleichmäßige Wahl der für jede Gegend passenden Obstsorten, die einheitliche Behandlung der Obstbäume, wie sie die Erfahrung der Reuezeit verlangt, eine rationelle Verwertung und besonders auch eine feste Preisbildung erzielt. Es ist dringend zu hoffen, daß das Bestreben, das sich bei Weiden und Bäumen in jüngster Zeit geltend macht, in möglichst weiten Kreisen unseres Volkes Eingang und Nachahmung findet; dann wird gewißlich die nächste Obstbaumzählung ein weit günstigeres Resultat ergeben und ein erheblicher Betrag im Lande bleiben, der noch immer dem Auslande zugute kommt. Geht man durch die Heimat hindurch, so sieht man so manchen Hof und Garten, so manche Weidenfläche, die Raum für Obstbäume bieten, ohne ihren eigentlichen Zweck zu schädigen. Manche Gassen, die heute noch mit Birken oder Linden u. dergl. bepflanzt sind, hat man schon längst für Obstbäume. Treten wir der Frage nur mit Ernst näher und lassen es nicht nur bei der Erwägung und Überlegung, sondern gehen frisch und fröhlich zu der Tat über, so bleibt auch der Erfolg nicht aus.

Beschaffung guten Saatkorns.

Schon während der Ernte richtet der Landwirt sein Augenmerk auf Beschaffung eines guten Saatkornes, da der Einfluß guter Saatware auf den Ertrag wohl überall anerkannt wird und die Maschinenbautechnik heutzutage sehr vollkommene Hilfs-

mittel für diese Zwecke bietet. Mehr als auf die Größe der Körner kommt es auf das Gewicht derselben an, denn nicht die größten, sondern die schwersten Körner sind als Saatgut die besten, da oft der Mehlförper großer Körner ein lockeres Gefüge, oft sogar Hohlräume im Innern hat. Auch hat sich wiederholt herausgestellt, daß bei der Sortierung nach der Korngröße die Ertragsfähigkeit einer Sorte sich nicht verbesserte, sondern im Gegenteil Menge und Güte des Nachwuchses durch die Art der Sortierung litten. Das Sortieren nach Gewicht geschieht am einfachsten durch „Bürsten“; sehr zu empfehlen sind aber die gegenwärtig außerordentlich verbesserten Windseigen, die ein vorzügliches Saatgut liefern. Will man noch von den schweren Körnern die größten haben, so muß man Sortiermaschinen (Trieurs) anwenden. Diese Maschinen bringen die Körner je nach ihrer Größe in 3 oder 4 Größensortimente und entfernen gleichzeitig alle fremden Körner, sie trennen Roggen von Weizen und selbst Gerste von Hafer, wenn auch nicht absolut, so doch nahezu. Es gehören nicht allein keine Unkrautsamen oder sonstige Verunreinigungen in das Saatgut, man verlangt von einem taublosen Saatgut auch, daß es eine reine Sorte darstellt, falls man nicht eine Gemengesaat beabsichtigt. Daher müssen auf dem Kornboden, in der Säene, beim Dreschen mit der Maschine, beim Reinigen der Kornsäcke die geeigneten Maßregeln getroffen werden, um das Saatgut reinlich rein zu erhalten. — Hinsichtlich der Farbe des Saatgutes zieht man beim Roggen graugelbe und grünlichgelbe Körner vor; dieselben haben stets eine volle Form des Kornes, eine feine Schale und eine gute Keimanlage. Die braunen und dunklen Körner sind dagegen zu verwerfen, sie pflegen eine zu spitze und zu hoch liegende Keimanlage zu besitzen. — Die Farbe der Gerste soll hellgelb und strohgelb sein; mattbleiche, graue oder bläuliche Farbe zeigt minderwertige Saatware an. Hafer und Weizen dürfen nicht bunt aussehen, ist das der Fall, dann pflegt das Getreide ungleichmäßig zu reifen. — Gute Getreidesaat weist stets 95 bis 100 Prozent Keimfähigkeit auf, zuweilen geht sie beim Hafer ein wenig darunter. Saatforn, welches jedoch unter 90 Prozent Keimfähigkeit hat, ist unter allen Umständen zu beanstanden. Am einfachsten ermittelt man die Keimfähigkeit in feucht gehaltenem Sand oder indem man abgezählte Körner zwischen feuchten Flanellappen oder zwischen weitem, feuchtgehaltenem Fächpapier aneinander läßt. Kostspielige Keimapparate, wie sie oft angeboten werden, sind hierzu durchaus nicht nötig.

Landwirtschaft.

— Eifrig vertilge man auf den Wiesen schädliche Tiere, wie Mäuse, Werrn, Ameisen und Engerlinge. Letzterer wirksamster Vertilger ist der Maulwurf, und der einfischtsvolle Wiesenwirt beschränkt ihn auf das richtige Maß, verfolgt ihn aber nicht schonungslos. Schlimme Unkräuter müssen von den Wiesen entfernt werden; hierzu gehören besonders die Herbstzeitlose und das Moos.

— Zeitiges Umpflügen der Stoppeln ist eine wichtige Verbindung zur Steigerung der Fruchtbarkeit unserer Acker. Man pflüge die Stoppeln möglichst sofort nach Aberntung der Früchte mittels Schläpflugs flach unter, egge das Land und lasse eine schwere Ringelwalze darüber gehen, damit die Wasserverdunstung aus dem Boden auf ein mögliches Minimum beschränkt wird, die Hohlräume beseitigt werden, die Vermehrung der Unkrautstände schnell von statten geht und das Aufgehen der Unkrautsamen gefördert wird. Dergleichen Ackerbehandlung bewirkt auch den Eintritt des Gartenzustandes, welcher bekanntlich höchst förderlich für das Pflanzenwachstum wirkt, da hiermit der Boden chemische wie physikalische Verbesserung erfährt. Sfortiges Umpflügen der Stoppeln ist auch zur Konservierung des im Boden enthaltenen Stickstoffes unerlässlich. Aus nicht gepflügtem Boden entweicht der Stickstoff sehr leicht und zwar um so früher, je trockener das Land ist. In die Stoppeln sät man eine Zwischenfrucht (Inkarnatklei, Senf, Rottklee, Johannisroggen usw.) behufs besserer Ausnutzung des Bodens und Gewinnung von Grünfütter oder Gründüngungsmasse. Ebenfalls verfähre man nach dem Grundsatz: „Den Pflug sofort dem Erntewagen folgen zu lassen“ in Zukunft mehr als bisher.

Weinbau und Kellerwirtschaft.

— Wünscht man bei Trauben größere Beeren und frühere Reife, so greift man zum Ringeln. Diese Operation besteht darin, daß man direkt unterhalb einer Traube einen 0,5 Zentimeter breiten Rinderring bis aufs Holz abläßt. Diese Operation hat die Wirkung, daß die betreffende Traube und die einzelnen Beeren größer werden und die Reife 14 Tage früher eintritt. Das Ringeln wird mit einem eigenen Instrument (Ringelzange) vollführt und ist dabei zu beachten, daß in dem Ringe alle Bastgefäße entfernt werden, sonst hat die Arbeit keinen Erfolg.

— Nicht reisende Trauben beginn, solche, welche teilweise unreif, fester man halben und trenne die reifen Beeren von den unreifen. Den Saft der reifen Trauben kann man dann mit Hülfs- und Kernen ohne Rämme vergären lassen, während, wie gesagt, die unreifen sobald wie möglich gekeltert werden müssen.

— Verbessere fränkisch Obwein. Schwachen, fränkischen Obwein, besonders wenn man bei deren Bedeckung Wasser, aber keinen Zucker verwendet hat, setzt man vor dem Schöpfen oder bei jähren Weinen vor dem Reifigen und Ablassen auf 1 Hektoliter 1 Liter ganz fuselfreien Weingeist zu.

Forstwirtschaft, Jagd und kynologie

— Winke zur Hühnerjagd. 1. Um sich unnötigen Zeitverlust zu ersparen, tut man wohl daran, wenigstens in der Frühe des geplanten Jagdtages die Hühner zu verhören. 2. Möglichst gegen den Wind suchen und bei festem Vorstehen des Hundes diesen rasch umkreisen, damit die gestandenen Hühner zwischen Hund und Schützen kommen. 3. Schwache Hühner unbeschoffen lassen; der geringe Preis dafür lohnt nicht den Schaden, den man dem eigenen Jagdbestand zufügt. 4. Ungeschossene Hühner lasse man

vor der Nachjagd etwas in Ruhe, weil sie sich in diesem Falle eher festbrüden. 5. Die Suche soll morgens nicht zu früh beginnen und nicht zu sehr in den Spätnachmittag ausgedehnt werden, um den Hund nicht naselos werden zu lassen; bei warmem, windstille Wetter halten die Hühner besser, das einzeln liegende Huhn hält besser aus, als das ganze Volk. 6. An heißen Tagen unterlasse man nicht, die gestreckten Hühner „auszuweichen“, d. h. mittels eines zugespitzten Holzstäbchens das Gefieder durch das Weibloch herausnehmen.

— Die Farbe des Bernhardeners soll sein: Weiß mit rot oder rot mit weiß, das Rot in seinen verschiedensten Abstufungen; weiß mit graugelben bis graubraun gestromten Blatten, aber eben diese Farben mit weißen Abzeichen. Die roten oder grau- und braungelben Farben sind völlig gleichwertig. Unbedingt nötige Abzeichen sind: weiße Brust, Pfoten, Rutenzipfel, Halsband und möglichst geschlossenes Halsband; Genickfleck und Bläße sind sehr erwünscht. Niemals einfarbig oder ohne weiß. Fehlerhaft sind alle anderen Farben außer der sehr beliebten dunklen Verbrämung am Kopfe (Raske) und den Behängen. Unter Raske beim Bernharden versteht man eine gewisse dunkle Verbrämung am Kopfe und an den Behängen. Diese ist durchaus beliebt und darum erwünscht, aber für die etwaige Rasseneinheit nicht durchaus notwendig.

Obst- und Gartenbau.

— Das Pflücken der Bäume im Herbst. Obstbäume werden gewöhnlich im Frühjahr gepflückt, doch kann man dies ebenso gut im Herbst, von Mitte August bis Ende September tun. Die Methode des Herbstpflückens ist namentlich für solche von großem Vorteil, welche im Frühjahr mit Arbeiten zu sehr überhäuft sind. Ich habe, schreibt ein Praktiker, schon mehrere Herbstpflücke hindurch Bäume gepflückt, solche auch schon im darauffolgenden Frühjahr verpflanzt und immer die besten Resultate erzielt. Ja, ich behaupte sogar, diese Bäume haben einen stärkeren Trieb entwickelt und zeigten besseres Gedeihen als im Frühjahr gepflückte, indem die Verwundung schon im Herbst erfolgte und dem sofortigen Austreiben im Frühjahr nichts entgegenstand. Das Herbstpflücken selbst geschieht auf gewöhnliche Weise. In Reifern wählt man gut verholztes, ausgereiftes Holz, von dem die Blätter weggeschnitten worden sind.

Verkehr, Handel und Gewerbe.

* **Frankfurt a. M.** Fruchtpreise, mitgeteilt von der Preisnotierungsbörse der Landwirtschaftskammer am Fruchtmarkt zu Frankfurt a. M. 13. August. Per 100 Kilo gute marktfähige Waare, je nach Qual, teils Frankfurt a. M. Weizen, hiesiger, neuer, M. 18.— bis 18.15 3/4, Roggen, hiesiger, neuer, M. 16.— bis 16.10 3/4, Gerste, hiesig, u. hiesiger, M. — bis —, O. O. S. Wetterauer M. — bis —, O. O. S. Hafer, hiesig, M. 17.50 bis 18.25 3/4, Raps, hiesig, M. 23.50 bis 24.—, 2.4. S. Raps M. 13.80 bis —, 2.4. S. Raps, hiesig, M. 13.70 bis 13.80 2.4. S.

Der Umsatz auf dem Frankfurter Fruchtmarkt wird durch folgende Abkürzungen bezeichnet: 1° geschäftlos, 2° klein, 3° mittel, 4° groß. * Die Stimmung auf dem Frankfurter Fruchtmarkt wird durch folgende Abkürzungen bezeichnet: 1° flau, 2° abwartend, 3° stetig, 4° fest, 5° sehr fest.

* **Mannheim, 13. August.** Amtliche Notierung der dortigen Börse (eigene Preise). Weizen, — bis —, Roggen, neuer, 16.50 bis 16.60, Gerste, — bis —, Hafer, 17.50 bis 17.75, Raps 29.— bis —, Mais 13.85 bis —.

* **Mainz, 10. August.** (Offizielle Notierung). Weizen 18.25 bis 18.90, Roggen 16.— bis 16.25, Gerste — bis —, Hafer 17.00 bis 17.75, Raps — bis —, Mais — bis —.

* **Diez, 10. August.** Amtl. Notierung. Weizen, roter, M. — bis —, weißer —, Roggen M. — bis —, Gerste M. —, Hafer (alter) M. — bis O.—, (neuer) M. — bis —.

* **Kartoffeln.** Frankfurt a. M., 13. August. Kartoffeln in Waggonsladung, per 100 Kilo M. 4.25—4.50, im Detailverkauf —, 6.00—0.00.

* **Frankfurt, 13. August.** Der heutige Viehmarkt war mit 447 Ochsen, 77 Bullen, 809 Kühen, Kindern u. Stieren, 296 Ferkeln, 223 Schafen und Hammeln 1150 Schweinen, 1 Flegel, 0 Ziegen, 0 Kanarienvögeln, und 0 Schafstämme, besetzt.

Ochsen: a. vollfleischige, ausgewählte höchsten Schlachtgewichtes bis zu 6 Jahren 85—87 M., b. junge, fleischige, nicht ausgewählte und ältere ausgewählte 79—81 M., c. mäßig genährte junge, gut genährte ältere 79—81, d. gering genährte jed. Alters 00—00 M. Bullen: a. vollfleischige höchsten Schlachtgewichtes 73—75 M., b. mäßig genährte jüngere und gut genährte ältere 70—72 M., c. gering genährte 00—00 M. Kühe u. Ferkeln (Stiere u. Kinder): a. höchst. Schlachtgewichtes 80—81 M., b. vollfleischige, ausgewählte höchste Schlachtgewichtes bis zu 7 Jahren 77—79 M., c. ältere ausgewählte Kühe und weniger gut entwickelte jüngere Kühe u. Ferkeln (Stiere u. Kinder) 64—66 M., d. mäßig genährte Kühe u. Ferkeln (Stiere u. Kinder) 00—00 M., e. gering genährte Kühe u. Ferkeln (Stiere u. Kinder) 00—00 M., f. a. feinste Mast (Walle Mast) u. beste Sauglälber (Schlachtgewicht) 95—98 Pf., (Lebendgewicht) 55—59 Pf., b. mittlere Mast u. gute Sauglälber (Schlachtgewicht) 90 bis 95 Pf., (Lebendgewicht) 48—52 M., c. geringe Sauglälber (Schlachtgewicht) 60—65 Pf., (Lebendgewicht) —, M., d. ältere gering genährte Kühe (Ferkeln) —, M., e. Schafe: a. Mastlämmer und jüngere Mastlämmer (Schlachtgewicht) 82 bis 85 Pf., (Lebendgewicht) —, M., b. ältere Mastlämmer (Schlachtgewicht) —, M., (Lebendgewicht) —, c. mäßig genährte Hammeln und Schafe (Wergschafe) (Schlachtgewicht) 00—00 Pf., (Lebendgewicht) —, Schweine: a. vollfleischige der feineren Rassen und deren Kreuzungen im Alter bis zu 1 1/2 Jahren (Schlachtgewicht) 77—77 Pf., (Lebendgewicht) 59 1/2 Pf., b. fleischige (Schlachtgewicht) 76—00, (Lebendgewicht) 58 1/2, c. gering entwickelte, sowie Sauen und Eber 64—66, d. ausländische Schweine (unter Angabe der Herkunft) 00.00.

Gen. u. Strohmarkt. Frankfurt, 10. August. (Amtl. Notierung.) Gen M. 3.20 bis 3.40. — Stroh M. 2.50 bis 2.80 per Zentner. Obst. Bericht der Centralstelle für Obsterwertung Frankfurt a. M. 11. August 1906.

Die Preise betragen: Himbeeren M. 30—40, Heidelbeeren M. 12—15, Stachelbeeren M. 11—14, rote Johannisbeeren M. 00—00, schwarze M. 00—00, Sauerkirschen M. 25—00, Mirabellen M. 23—27, Pflaumen M. 30—40, Apfelsinen M. 30—40, Reineclauden M. 18—23, Blaumen M. 10—15, Stacheln M. 15—20, Früdbirnen je nach Sorten M. 12—25, Zuckerbirnen M. 10—12, alles per Zentner.

Die Preisnotierungs-Commission.



Nr. 188.

Mittwoch, den 15. August 1906.

21. Jahrgang

Vermißt.

Roman von Ewald August König.

Fortsetzung.

(Nachdruck verboten.)

Das Schloßchen des Grafen Camille von Montereau lag in einem südlichen Departement Frankreichs, ziemlich weit von der großen Heerstraße entfernt. Hierher hatte der Graf seine Schwiegertochter und deren Kinder gebracht, gleich nachdem der Krieg erklärt worden war während sein Sohn, der als Kapitän bei einem Infanterie-Regiment stand, mit der Armee ausmarschiert war.

Es war eine prächtige Besitzung; das kleine doch schöne Schloß lag inmitten üppiger Gärten, von Weinbergen und einem alten Park umschlossen. Daß der Feind bis zu diesem Schloße vordringen könnte, war nach der Anschauung des Grafen undenkbar, man konnte also hier das Ende des Krieges mit aller Ruhe abwarten.

Diese Zuversicht wurde aber bald erschüttert, die Nachrichten wurden immer beunruhigender.

Die Gefangennahme der französischen Armee bei Sedan war ein schwerer Schlag für den Grafen und dessen Angehörige; das Regiment, in dem sein Sohn stand, hatte ja auch mit gekämpft, und es währte lange, ehe man über das Schicksal des Kapitäns Nachricht erhielt.

Endlich nach qualvollen Tagen der Angst und Sorgen traf ein Brief aus Deutschland ein. Lucian Montereau hatte es verschmäht, auf Ehrenwort entlassen zu werden, weil er fürchtete, daß die Not und Schmach des Vaterlandes ihn zwingen könne, dieses Wort zu brechen. Er hatte es vorgezogen, in die Gefangenschaft zu ziehen, nun befand er sich in einer deutschen Stadt, und er schrieb von dort aus häufig an die Seinigen.

Inzwischen mußte Straßburg und Metz sich ergeben, Paris war von den deutschen Truppen eingeschlossen; die neugebildeten französischen Armeen nördlich und südlich von Paris wurden zurückgeschlagen, schon drangen die Sieger von Orleans nach dem Süden vor.

Allenthalben bildeten sich Franktireurs-Banden, um die deutschen Truppen zu beunruhigen und aus dem Hinterhalt zu überfallen.

Graf Montereau billigte diese Art von Krieg nicht, der nur die Deutschen erbittern und den Friedensschluß erschweren mußte; er bot in der Umgebung seines Schlosses seinen ganzen Einfluß auf, um die erhitzten Gemüter zu beruhigen und die Bildung solcher Banden zu hindern.

Leontine Renard, die deutsche Gouvernante der beiden Entfessenen des alten Grafen, hatte in dieser aufregenden Zeit einen schweren Stand. Wenn auch der Schutz des Grafen hinreichte, sie vor groben Angriffen zu schützen, finstere, blickfüllende Blicke und Schmähworte konnte er ihr nicht ersparen. Für jeden neuen Sieg ihrer Landsleute wurde sie nicht vom Dienstpersonal allein, sondern auch von der jungen Gräfin und deren Kindern verantwortlich gemacht.

Abreisen konnte sie nicht; der nahe liegenden Gefahr einer erbitterten Volksmenge in die Hände zu fallen, durfte sie sich nicht aussetzen; der Graf würde ihr die Abreise auch nicht er-

lauben haben, sie mußte damit warten, bis der Friede geschlossen war.

Der Aufenthalt im Schloße wäre ihr unter solchen peinlichen Verhältnissen unerträglich geworden, wenn sie nicht hier eine mitfühlende, treue Freundin gefunden hätte.

Cécilie Dibier, ein junges, hübsches und lebhaftes Mädchen aus Brüssel, teilte den Haß der Franzosen gegen die Deutschen nicht, bewunderte vielmehr deren Heldennut und beispiellosen Siegeszug. Sie war eine Verwandte der Frau des gräflichen Verwalters und kurz vor Ausbruch des Krieges zum Besuch gekommen; nun wollte der Graf auch sie vor dem Friedensschluß nicht mehr zurückreisen lassen.

Die beiden Mädchen, von gleichen Gefinnungen beseelt, hatten sich bald miteinander befreundet; gegen die französischen Schloßbewohner stand Cécilie der Freundin tren zur Seite, und waren die beiden allein, so sprachen sie voll Begeisterung über die Heldentaten der Deutschen.

So saßen sie auch an einem Dezembernachmittag in dem kleinen, traulichen Speisesaal, dessen Fenster dicht an der Schloßterrasse lagen. Die Kinder befanden sich im Zimmer ihrer Mutter, der Graf wartete in seinem Kabinett auf den Diener, den er zur nächsten Poststation geschickt hatte, um die eingelaufenen Briefe und Zeitungen zu holen; das Dienstpersonal saß in der Gesindestube und machte seinem Unglimm über die Deutschen in Verwünschungen Luft.

Leontine ließ die Stiderei in den Schoß sinken und fuhr mit der kleinen Hand langsam über das aschblonde Haar, das in reicher Fülle ihr schönes Antlitz umrahmte. Ein leiser Seufzer entrang sich ihren Lippen, während ihre tiefblauen Augen träumerisch hinaus schauten. Draußen herrschte bittere Kälte, die blendende Schneedecke tat den Augen weh.

„Ob mein Bruder noch lebt?“ fragte sie leise.

„Du wirst Dich gedulden müssen, bis ein Brief Deiner Mama diese Frage beantwortet,“ lachte Cécilie. „Die letzten Nachrichten lauteten sehr beruhigend.“

„Es ist schon lange her, seitdem sie eintrafen, und nach den Schlachten an der Loire habe ich keinen Brief mehr erhalten.“

„Vielleicht bringt der Diener heute einen Brief von der Post mit,“ tröstete Cécilie.

Leontine blickte eine geraume Weile schweigend auf die bunten Häden, die unter ihren kunstreichen Händen sich zu einem Büfett von Rosen und Lilien verschlangen. „Ich bedrohe nicht nur die Waffen des Feindes allein,“ sagte sie. „Die furchtbaren Strapazen in dieser sibirischen Kälte, das Nachtlager auf freiem Felde.“

„Nur keine unnötigen Sorgen!“ unterbrach Cécilie sie in ihrer munteren Weise. „Die Truppen vor Paris sind gut gepflegt und haben sicherlich auch ein schützendes Dach über dem Haupte.“

„Ferdinand liegt jetzt nicht mehr vor Paris!“

„Nun denn, so teilt er mit tausend anderen dasselbe Los, und er wird abgehärtet genug sein, um die Strapazen eines

Winterfeldzuges ertragen zu können. Auch dürfen wir nun wohl von Tag zu Tag auf den Frieden hoffen."

"Nicht eher, bis Paris genommen ist!" warf Leontine ein. "Wie lange kann es sich noch halten? Die Pariser nagen am Hungertuche. Ich begreife diese Franzosen nicht; Heldennut ist gewiß eine Tugend, aber wenn man zur Einsicht gelangt, daß man nichts damit erreichen kann, dann wird er zum Selbstmord."

"Zu dieser Einsicht werden die heißblütigen Pariser nicht kommen, so lange die Hauptstadt nicht gefallen ist. Und wissen sie denn die Wahrheit? Wissen sie, daß alle Armeen, von denen sie Hilfe erwarteten, zurückgeworfen und zertrümmert sind? Haben wir nicht selbst die Bügen in den französischen Zeitungen gelesen? Ach, deutsches Blut wird noch in Strömen fließen, ehe Paris genommen ist."

"Nein, meine teure Freundin, es wird nicht lange mehr währen, so distanziert Deutschland den Franzosen den Frieden."

Wieder ruhte der Blick Leontines sinnend auf der schneebedeckten Landschaft. "Und dieser Friede wird so schwachvoll für die Franzosen sein, daß der Haß gegen Deutschland niemals löschen kann," sagte sie.

"Das kann ich nicht bestreiten," nickte Cäcilie, "nach diesem Friedensschluß wird kein Deutscher mehr in Frankreich wohnen können, wenn er nicht täglich den Insulten der haßerfüllten Bevölkerung sich aussetzen will. Du mußt dann auch fort von hier, Deine Stellung in diesem Hause ist ohnedies unhaltbar."

"Du weißt, daß ich längst abgereist wäre, wenn ich gekonnt hätte," fiel Leontine ihr in die Rede. "So großen Dank ich dem Herrn Grafen schulde für den Schutz, den er mir angedeihen ließ, so bitter habe ich mich andererseits über die Beleidigungen zu beschweren, die mir seit dem Ausbruch des Krieges täglich zuteil wurden, und mit denen sogar die Frau Gräfin mich nicht verschonte. Ist es denn meine Schuld, daß die deutschen Truppen von Sieg zu Sieg schreiten? Haben wir den Krieg gewollt, oder hat Frankreich ihn uns aufgezwungen? Nein, sobald der Friede geschlossen ist, reise ich ab."

"Und ich natürlich auch," fügte Cäcilie hinzu. "Man wird es mir hier nie vergessen, daß ich stets auf Deiner Seite stand und für Deine Landsleute Partei nahm. Wir wollen zusammen nach Brüssel reisen; Du bleibst einige Zeit bei uns, um Dich von all' den Aufregungen zu erholen."

"Kind, ich muß doch verdienen, ich bin ja auf mich selbst angewiesen!"

"So soll Onkel Henry in Brüssel Dir eine gute Stelle verschaffen. Er tut das gern, und ich zweifle nicht daran, daß er es kann. Aber einige Zeit mußt Du bei uns bleiben, es wird Dir in unserem Hause gewiß gefallen."

"Sagtest Du mir nicht früher einmal, daß Du selbst eine Fremde seiest in Eurem Hause?" fragte Leontine.

"Sagte ich das wirklich? Je nun, es mag ja sein, aber so ernst, wie Du annimmst, war es nicht gemeint. Mein Onkel Henry, Didier und seine Schwester, Mademoiselle Jeanetta Didier, haben mich nach dem Tode meiner guten Eltern an Kindesstatt angenommen. Die beiden waren nie verheiratet, so übertrugen sie alle Liebe auf mich, und ich bin ihnen dafür von ganzem Herzen dankbar. Und an dieser Liebe sollst Du nun auch Deinen Anteil haben, sie heißen Dich gewiß freudig willkommen, wenn ich Dich mitbringe."

"Du darfst es mir nicht übel nehmen, wenn ich in diese Behauptung einigen Zweifel setze," erwiderte Leontine und auch über ihr Antlitz glitt jetzt ein bedeutungsvolles Lächeln. "Ich erinnere mich Deiner Silberbering von Onkel und Tante und Deiner begründeten Klagen; es wäre mir peinlich, in Eurem Hause zu sein, ohne daß ich Deinen Verwandten willkommen bin."

"Alle diese Bedenken werden schwinden, wenn Onkel und Tante Dich mit offenen Armen empfangen. Und willst Du trotzdem nicht bleiben, so finden wir bald eine gute Stelle für Dich, dafür laß mich nur sorgen."

"Wir können ja später noch darüber reden, Cäcilie. Meine Mutter wird auch nach mir verlangen; ich werde wohl die erste Reise zu ihr machen müssen."

"Gedenkst Du in der Heimat eine Stelle anzunehmen?"

"Nein, einstweilen noch nicht, Dein Plan, in Brüssel zu bleiben, gefällt mir gut, aber wenn Mama wünscht, mich wiederzusehen, so darf ich diesen Wunsch nicht unerfüllt lassen. Zudem weiß ich ja noch nicht, ob Ferdinand gesund aus dem Kriege heimkehren wird, ob ich nicht zu Hause nötig sein werde."

"Jedenfalls reisen wir gemeinschaftlich über Brüssel, und da es eine lange und beschwerliche Reise ist, so wirst Du bei mir übernachten."

"Der Herr Graf," flüsterte Leontine sich erhebend.

Graf Camilla von Montera war eine hohe, stämmige Gestalt; Gang und Haltung ließen den ehemaligen Soldaten er-

kennen. Offenheit und Deutlichkeit sprachen aus dem etwas scharf markierten Bügen seines gebräunten Gesichtes; das kurzgeschorene Haar und der buschige Knebelbart waren schneeweiß.

"Bleiben Sie nur sitzen und lassen Sie sich nicht stören, meine Damen," sagte er freundlich, indem er auf sie zutrat und jeder einen Brief überreichte. "Ich bringe Ihnen die Post, hoffentlich sind es für Sie nur angenehme Nachrichten."

Leontine verneigte sich dankend und erbrach hastig das Siegel, während Cäcilie ihren Brief uneröffnet auf den Tisch legte.

"Sie sind nicht neugierig?" scherzte der Graf.

"Nein," lachte Cäcilie. "Ich erkenne ja die Handschrift meiner Tante, da weiß ich schon, was der Brief enthält. Klagen darüber, daß ich noch immer nicht heimkehren kann, etwas Brüsseler Stadtklatsch und dergleichen liebenswürdige Dinge mehr. Darf ich fragen, ob Sie Nachrichten vom Kriege haben, Herr Graf?"

"Nur schlimme, mein Fräulein," seufzte er. "Es bestätigt sich, daß wir die zweitägige Schlacht bei Orléans in der vergangenen Woche total verloren haben; die deutschen Truppen bringen unaufhaltbar vor, und ich fürchte, wir werden sie auch hier bald sehen."

"Dier?" fragte Cäcilie bestürzt.

"Ah, nun werden auch Sie wohl Ihre gute Meinung ändern und unseres Feindes Lob nicht mehr singen?"

"Im Gegenteil, Herr Graf, die Tapferkeit, den Selbstenmut und die Ausdauer der Deutschen werde ich stets bewundern!"

Der Graf hatte die Brauen zusammengezogen. Ein herber Zug umzuckte die fest aufeinander gepreßten Lippen. Mit großen Schritten durchmaß er einige Male das Zimmer, dann blieb er an einem Fenster stehen. "Wenn ich gerecht sein will, so darf ich Ihnen leider nicht widersprechen," sagte er mit zitternder Stimme. "Wären Sie eine Tochter Frankreichs, dann würden Sie nicht so reden; auch auf Ihnen läge dann der schwere Druck, der jetzt jedes französische Herz belastet. So tief ist Frankreich noch nie gedemütigt worden; so unglücklich war es nie. Und es gereicht uns wahrscheinlich nicht zum Troste, daß wir selbst durch unseren Uebermut dieses Unglück verschuldet haben."

Leontine faltete den Brief zusammen; ihre strenge Miene ließ erkennen, daß sie gute Nachrichten erhalten hatte.

"Sie meinten, daß der Feind auch bald hierher kommen könne," sagte Cäcilie. "Aber die Hauptstraße liegt noch ziemlich weit entfernt."

"Die deutschen Truppen bleiben nicht auf den Hauptstraßen," erwiderte der Graf. "Sie streifen durch das ganze Land, und der Diener, den ich zur Stadt schickte, erzählte, daß preussische Husaren zwei Stunden von hier gesehen wurden. Erschrecken Sie also nicht, wenn Sie plötzlich die fremden Uniformen sehen: bleiben Sie ruhig in Ihren Gemächern und fürchten Sie nichts."

"Was sollen wir auch fürchten?" rief Cäcilie. "Der Feind muß ja dankbar anerkennen, daß Sie ein deutsches Mädchen so wacker beschützt haben."

"Ah, bah, ich werde mich auch ohnedies mit ihm verständigen," sagte der Graf achselzuckend. "Nur ist freilich eine harte Nuß, aber in solchen Fällen muß man von der Not eine Tugend machen und die Dinge nehmen, wie sie sind." Er nickte ihnen noch einmal und verließ dann das Zimmer.

Cäcilie öffnete jetzt ihren Brief, den sie lachend in ihre Tasche schob, nachdem sie ihn gelesen hatte. "Genau so, wie ich es mir gedacht hatte," spöttelte sie. "Die gute Tante schreibt mir über Dinge, die gar kein Interesse für mich haben. Du erhältst Nachrichten von Deinem Bruder?"

Leontine blickte auf, wie aus einem Traume und strich das blonde, lockige Haar von der Stirn zurück. "Ja, Mama schreibt mir, Ferdinand liege vor Paris. Das ist eine Beruhigung für mich, denn ich weiß nun, daß er in den letzten blutigen Schlachten nicht mitgekämpft hat."

"Schade!" warf Cäcilie ein.

"Schade? Weshalb?"

"Die deutschen Reiter, die bei Orléans kämpften, sollen auf dem Wege hierher sein, wie der Graf vorhin sagte; wäre Dein Bruder unter ihnen, so dürften wir nun hoffen, ihn hier zu sehen."

"Wäre Dir das so erwünscht?" scherzte Leontine.

"Mir? Ich kenne ihn ja nicht," schmolte Cäcilie; "ich denke dabei nur an Dich."

(Fortsetzung folgt.)

Heimkehr der Tochter.

Skizze von Allan Wibe.

(Nachdruck verboten.)

Ganz unten am Hafen, in einem der letzten Häuschen des kleinen Dorfes wohnte der alte Fischer Tobias. Die Tür war niedrig und die Fenster klein, das schräge Dach war mit grünem Rasen bewachsen und das ganze Gebäude war alt und zerfallen — ebenso grau wie Tobias selbst und seine alte Lotte. Immer hatte in dem kleinen Häuschen die Armut geherrscht, bisweilen war auch die Not dort zu Gast gewesen, aber die Bedürfnisse des Armen sind ja nur gering, und die Not war mit dem ersten guten Fang, den der alte Tobias machte, wieder verschwunden.

Inzwischen war Tobias aber zu alt geworden, um sich auf das hohe Meer hinauszuwagen und wie in früheren Zeiten den größeren Fischen nachzustellen — jetzt lag er meistens mit seiner Angelrute am Strande und fischte oder er saß auf der Treppe seines Häuschens und knüpfte seine Netze. Von hier aus blickte er auf sein geliebtes Meer hinaus. Hier hatte er die beste Aussicht, die er sich wünschen konnte. Unmittelbar vor seinem Hause breitete sich ja das weite Meer aus, bisweilen klar und spiegelglatt, dann wieder in wilder Raserei mit aufschäumenden, rauschenden Wogen — diese Aussicht war die Freude des alten Tobias an der Grenze seines arbeitsvollen Lebens.

Heute herrschte großer Eifer und Geschäftigkeit in der kleinen Fischerhütte. Mutter Lotte hatte alle Hände voll zu tun. Sie segte und putzte und war vom frühen Morgen auf den Beinen. Der böse Rheumatismus und die Altersschwäche waren wie weggeblasen. Und die zitternden Hände des alten Fischers befestigten sowohl drinnen im Zimmer, wie draußen an den grauen Wänden grüne Girlanden. Auf dem Flur an der Haustür hatte er zwei junge weiße Birken angebunden, und das ganze Häuschen duftete von Wiesenblumen und frischem Laub. Sie arbeiteten mit fieberhaftem Eifer — damit auch nichts fehlt, wenn sie — die Dangerschwarte — eintrifft —

Schließlich war alles fertig, und die beiden Alten saßen festlich geschmückt in ihrer Hütte und warteten. Das Schlimmste war, daß sie die Zeit ihrer Ankunft nicht bestimmt angegeben hatte. — Was machte das aber? Sie hatten ja Zeit genug zum Warten, ja sie bedurften eigentlich der Ruhe nach der großen Ueberraschung. Es war auch zu plötzlich gekommen. Sie hatten es kaum zu fassen vermocht, daß die kleine Lotte, ihre kleine Lotte nach Hause kommen wollte. Wie hatten sie sich nicht während der sieben langen Jahre nach ihr gesehnt, wie oft hatten sie nicht geschrieben und sie gebeten, heimzukehren. Und jetzt sollten ihre Bitten schließlich in Erfüllung gehen!

Tobias entfaltete vorsichtig den Brief, der die frohe Botschaft brachte — zwei graue Köpfe lehnten sich aneinander, langsam und mühsam buchstabierten sie sich durch die schwer lesbaren Buchstaben. Sie waren gerade keine Meister in der Lesekunst, diese beiden Alten, es ging aber doch schon einigermaßen — denn wenigstens zwanzig Mal hatten sie den Brief gelesen. „Lotte, liebe, kleine Lotte, du Herzenskind!“ murmelte Mutter Lotte mit tränenerstickter Stimme, „welch' große Freude bereitest du uns jetzt!“

Es war auch nicht so wunderbar, daß die beiden Alten sich über die Heimkehr der Tochter freuten. Sie waren so einsam, und die kleine Lotte war ihr einziges Kind, nachdem ihre beiden Söhne draußen auf dem wilden Meere ihr Leben eingebüßt hatten. Die kleine Lotte war der Glanzpunkt in ihrem freudeleeren Dasein. Ihre ganze Liebe gipfelte in ihr. Ein stilles Mädchen war sie immer gewesen, die Tochter des armen Fischers. Als sie sechzehn Jahre alt war, gab es im ganzen Ort kein Mädchen, das sich mit ihr messen konnte. Keine hatte so goldiges Haar und so klare Augen, keine einen so geschmeidigen Wuchs und einen so elastischen Gang; keine vermochte so hell zu lachen und zu singen, als die blonde Lotte in der armseligen Fischerhütte. Von den reichen Bauernsöhnen des Dorfes wollte mehr als einer trotz des Willens seiner Eltern sich mit der

Fischer-Lotte verheiraten, wenn sie nur wollte. Aber Lotte wollte nicht — sie war nicht wie die anderen Mädchen, sie wollte gern mit ihnen allen scherzen und lachen und sagte nie nein, wenn sie an den Sonntagabenden zum Tanz aufgefordert wurde — sie zog aber keinen von allen, die sie umschwärzten, besonders vor.

Aber als die kleine Lotte das siebzehnte Jahr vollendet hatte, kam sie eines Tages zu ihren Eltern und sagte, daß sie in der Hauptstadt eine Stellung annehmen wolle. Die Eltern weinten und baten sie, sie nicht zu verlassen. Sie versuchten es, sie mit allen zu Gebote stehenden Mitteln zu bereben, aber vergebens, weder Bitten, Ermahnungen noch Drohungen vermochten etwas auszurichten. Lotte ging ihrer Wege.

Von diesem Tage an war es für die Alten mit aller Freude vorbei. Es wurde plötzlich so still in dem Häuschen, kein fröhliches Lachen und munteres Scherzen, keine jugendliche Freude und frohe Ausgelassenheit; schweigend und sorgenvoll verbrachten Tobias und Lotte ihr finsternes Leben, die Rücken krümmten sich mehr und mehr, und immer tiefere Furchen gruben sich in ihren gramersüßten Gesichtern ein. Nichts vermochte sie über den Verlust der kleinen Lotte zu trösten. Nicht einmal ihre Briefe, die so glücklich und hoffnungsvoll klangen.

Anfänglich schrieb sie fleißig nach Hause, dann wurden ihre Briefe immer kürzer und seltener — nur einige Zeilen, in denen sie davon sprach, daß es ihr gut ging, und daß sie schönes Geld verdiene — dann kamen statt der Briefe Geldsendungen, gewöhnlich 6 Kronen, bisweilen weniger, gelegentlich aber auch vierzig, fünfzig Kronen. Und vor kurzem war sogar ein Hundert-Kronen-zettel eingetroffen, aber ohne auch nur eine Zeile. Seitdem hatten die Alten ein ganzes Jahr von der kleinen Lotte nichts gehört.

Es war nicht so wunderbar, daß die Alten sich über diese Geldsendungen heunruhigten. Welche Entbehrungen mußte die gute Lotte sich auferlegen, daß sie ihren armen Eltern so große Summen opferte. Schließlich traf aber doch ein Brief ein, in dem Lotte schrieb, daß sie dem Wunsche der Eltern Folge leisten und selbst kommen würde. . . . Sie würde einige Tage bei den Eltern zum Besuch bleiben, und dann sollte der ganze kleine Ort sehen, welche feine Dame aus der kleinen Lotte geworden sei. Geld schickte sie diesmal nicht, sie würde aber selbst etwas mitbringen.

Nach Geld fragten die Alten auch gar nicht. So ärmlich es ihnen auch ging, so hatten sie keinen Pfennig von dem angerührt, was Lotte gesandt hatte. Gewissenhaft hatten sie alles auf die Sparkasse getragen. Dort stand es auf ihrem Namen. Man konnte nicht wissen, ob das gute Kind das schöne Geld nicht dormal einset gebräuchen könnte. . . .

Die Stunden schlichen langsam dahin. Es wurde Abend und in der kleinen Fischerhütte, wo die beiden Alten geduldig warteten, war es dunkel geworden. Tobias hatte das Sparkassenbuch des „Mädels“ aus der Kommode geholt — welche Augen sie machen würde, wenn sie erfuhr, daß sie 400 Kronen auf der Bank stehen hatte.

„Hilfst du es für möglich, Tobias, daß Lotte jetzt, nachdem sie so viel Geld verdient hat, ganz zu Hause bleibt?“

Tobias nickte. — Er hatte sich bereits dieselbe Frage vorgelegt.

Plötzlich hörte man Wagengerassel. Die Alten achteten aber nicht darauf. Lotte war es jedenfalls nicht, die angefahren kam, und deshalb kümmerte sie das Fuhrwerk auch nicht. Aber seltsam — der Wagen hielt draußen — war es möglich, daß ihre Lotte zu Wagen kam und noch dazu mit einem herrschaftlichen Kutscher? Sie hatten sich beide unbewußt erhoben und standen jetzt in stummer Erwartung da. Schließlich öffnete sich die Tür und Lotte trat herein.

Um Gottes willen, wie anders sah sie aus, als die Lotte, die sie kannten! Das Gesicht trug allerdings noch Spuren einer ungewöhnlichen Schönheit, war aber verlehrt und verwelt. Die Haut war mit Ausnahme der Stellen, an denen die Schminke sie rot färbte, blaß-grau, und der Ausdruck war frech und herausfordernd. Das früher glatt gekämmte Haar war, ~~schon~~

sorgfältig frisiert und aufgelärmt und eine große krause Bode hing an der Stirn nieder.

An Stelle der einfachen ländlichen Tracht ging sie in Seide und Sammet, und kostbare Ringe blitzten an den weißen Händen, die deutlich erkennen ließen, daß ihre Besitzerin sie nicht zu grober Arbeit anwendete. Tobias und Lotte standen wie versteinert da und starrten die Eintretende wie ein fremdes Wesen an. Es schien, als verstanden sie die Worte nicht, die sie in einem ihnen fremden Dialekt herausplapperte, indem sie ihnen immer und immer wieder beteuerte, daß sie keine Not leiden, sondern von jezt an Geld im Ueberfluß haben sollten. Schließlich näherte die Tochter sich der Mutter, um sie zu umarmen.

Da ermannte sich der alte Tobias. Seine gebeugte Gestalt richtete sich auf und trat entschlossen zwischen Mutter und Tochter, als wollte er jede Berührung zwischen ihnen verhindern, und sagte, während er die vor ihm Stehende mit verächtlichen Blicken maß:

„Du bist nicht unsere alte Lotte — wir haben keine Tochter mehr. Wir kennen dich nicht. Geh — und wage es nicht, noch einmal so, wie du bist, vor unsere Augen zu treten. Ach, wärest du als die ärmste Bettlerin zu uns gekommen, so hätten wir dich mit offenen Armen aufgenommen. Ja, ich hätte dir manches verzeihen können — nur nicht dies!“

Er griff nach dem Sparkassenbuch und warf es ihr hin.

„Da, nimm dein Geld zurück. Gott sei Dank haben wir keinen Pfennig von deinem Blutgelde — dem Preis für die Ehre unserer Tochter — angerührt!“ —

Am nächsten Morgen saß der alte Tobias wieder auf seinem gewöhnlichen Platz vor der Hütte. Er war sich aber nicht gleich. Das merkte auch sein Nachbar, der kam, um sich nach der kleinen Lotte zu erkundigen. Der Alte blickte von seinem Neze auf, richtete einen verzweifelten, düsteren Blick auf den Fragenden und sagte leise:

„Die kleine Lotte lehrt nie wieder zurück. Sie ist tot.“

„Von wem wißt ihr das?“ fragte der Nachbar weiter, „hat die vornehme Dame, die gestern vorfuhr, es euch gesagt?“

Tobias nickte nur zur Antwort und beugte sich noch tiefer über seine Arbeit. Da ging der Nachbar schweigend seines Weges. Er dachte sich sein Teil.



Der Krater von Stromboli. Unter den Inselvulkanen des Mittelmeeres ist, vom Aetna abgesehen, der Stromboli der berühmteste. Der Stromboli zeichnet sich dadurch aus, daß er sich in fast ständiger Eruption befindet, und man hat ihm daher den hübschen Namen „der Leuchtturm des Mittelmeers“ gegeben. Der Krater befindet sich auf der Nordwestseite, und von der sogenannten Sciara rollen die Ausbruchsmassen geraden Wegs ins Meer. Der Gipfel ist etwa 900 Meter hoch und besteht aus einem halbmondförmigen Kamm, der Serra di Bancori, die in mancher Hinsicht der Somma des Vesuv ähnlich ist und auch ein dem Atrio del Cavallo vergleichbares Tal einschließt. Innerhalb dieses nach Norden geöffneten alten Kraterandes befindet sich ein zweiter von gleichfalls halbmondförmigem Verlauf, von dem aus das Innere des eigentlichen Kraters gut zu übersehen ist, namentlich von den beiden Thürmen (torrelle). Hier findet man einen Standpunkt, der bei den gewöhnlichen Ausbrüchen nicht gefährdet ist. Der eigentümlichste Teil des Vulkanberges ist der steile Abhang der Sciara, der aus Lavaströmen und losen Blöcken aufgebaut ist und fast alle Arten von festem vulkanischen Material enthält. Er stürzt in einem Winkel von etwa 35 Grad zum Meere ab, ist also kaum mehr erreichbar. Der Krater war im Jahre 1888 ein jedenfalls

durch schwere Explosionen gebildeter großer Hohlraum, der noch zwei kleinere Ausbruchstege enthielt, aus deren einem mehreremal in jeder Stunde explosive Ausbrüche erfolgten, während der andere nur Rauch ausstieß. Im Jahre 1904 war dieser große Krater fast vollständig ausgefüllt und die Sciara höher geworden. Die Tätigkeit im östlichen Teil des Kraters hatte noch den gleichen regelmäßigen Verlauf. Die ganze Fläche schiedte fortgesetzt Dämpfe in die Luft. Es waren mehrere Ausbruchsstellen sichtbar, sie waren aber nur klein und gaben auch nur sehr schwache Explosionen, die sich in bestimmtem Rhythmus wiederholten. Zurzeit interessiert es die Beobachter, festzustellen, ob der Gipfel des Stromboli weiter wächst. Wahrscheinlich ist es, daß früher oder später wieder stärkere Explosionen erfolgen werden, die dann sicher die in den letzten Jahren aufgeschütteten Massen wieder fortreißen und ins Meer schleudern werden.

Spurringe. Der Gedanke, daß man einen Zug oder doch wenigstens die Lokomotive nicht auf einem festen Schienenweg, sondern auf einer Spur fahren läßt, die sie während der Fahrt selbst vor sich niederlegt und hinter sich wieder aufnimmt, ist alten Ursprungs. Schon 1831 schlug der Engländer Gordon den Bau einer Weglokomotive vor, die in einem festen Ring laufen sollte. Der Ring sollte als eine Spur ohne Ende Dienste tun, die von der Lokomotive, deren Räder sich auf Schienen im Ring bewegen, vorwärts geführt wird. Nach einer alten Zeichnung des vorgeschlagenen Wunders zu urteilen, auf der der Schornstein den Ring überragt, bestand dieser aus zwei ganz getrennten Hälften. Eine praktische Bedeutung konnte der Gedanke in dieser Form nicht erlangen, in etwas veränderter Gestalt wurde er aber durch eine Lokomotive verwirklicht, die zum Gebrauch im Krimkriege von Gordons Landsmann Bohnell gebaut wurde. Hier war der Umkreis jedes der beiden Triebräder der Lokomotive mit sechs beweglichen Holzstücken versehen, die während der Fahrt, das eine nach dem anderen, niedergelegt und wieder aufgenommen wurden. Auf der den Rädern zugekehrten Seite der Holzstücke saßen eiserne Schienen, auf denen die Räder liefen. Auf sumpfigem Grund, wo andere Zugmaschinen einsanken, soll diese Maschine mit Holzschuhen wirklich Dienste getan haben, unter anderen Verhältnissen wäre dieses eigenartige Schuzeug allerdings ein recht bedenklicher Hemmschuh gewesen. In letzterer Zeit ist indessen Gordons Vorschlag, Spurringe um die Räder zu benutzen, wieder aufgenommen; man verwendet sie bei verschiedenen Fahrzeugen, Viehmaschinen und Fahrrädern. Allerdings geht der Ring nicht draußen um das ganze Fahrzeug, jedes einzelne Rad läuft aber in seinem Ring in derselben Weise, wie das Eisenbahnrad auf den Schienen. Kessler hat einen Motorwagen mit vier kleinen Triebrädern gebaut, wovon sich jedes in einem größeren Spurring bewegt, der bei flüchtiger Betrachtung von draußen wie das wirkliche Rad des Wagens aussieht. Aber diese laufen, wie gesagt, innen im Ring und stehen außerdem mit ihm durch einen Rahmen mit zwei Rollen in Verbindung, die höher oben den Ring stützen. Der Motorwagen dient als Zugmaschine und wird in einem Ziegeleibetrieb benutzt, wo er Wagen mit Steinen zieht. Stößt ein solcher Wagen unterwegs auf ein Hindernis, so macht er nicht sofort Halt, sondern das Rad läuft in dem stehengebliebenen Spurring weiter, der dann gleich darauf über das Hindernis gehoben wird. Auf diese Weise soll für die schwere Zugmaschine etwas Ähnliches geschaffen werden, wie für leichtere Motorwagen durch Luftringe. Bei einigen Versuchen mit der Maschine wurden die Spurringe leicht über quer über den Weg gelegte Holzblöcke von Fingerlänge gebracht, während die Räder der folgenden beladenen Wagen ihre umdrehende Bewegung einstellten und die Holzstücke vor sich herschoben, so daß der senkrechte, chauffierte Weg aufgerissen wurde. Die Maschine bewährte sich auch außerhalb des Weges auf sumpfigem Boden, wo die Räder 20 Zentimeter einsanken. Als man während der Fahrversuche auf dem Wege die Spurringe entfernte, zeigte es sich, daß sie eine Kraftersparung von 60 Prozent erzielt hatten. Auch in Frankreich ist die Anwendung von Spurringen an den Rädern sowohl bei gewöhnlichen Fuhrwerk, wie bei Motorwagen und Fahrrädern in der Zunahme begriffen und bewährt sich in vielen Fällen vorzüglich.